

März 2004

Was heißt hier missionarisch?

von Matthias Clausen

Teil 1: Weder
praxisfern noch
erwartungssicher

Die Augen der Frau, die mir gegenüber sitzt, wandern gemächlich und ziellos im Zugabteil umher. Bis sie an dem schwarzen Rucksack hängen bleiben, den ich auf dem Schoß habe. Vorderseite meinem Gegenüber zugewandt, mit der leuchtend-gelben Aufschrift: „Come follow Jesus!“ Darunter noch mal unmissverständlich auf Deutsch: „Komm folge Jesus!“ Jesus? Folgen? Die Augen wandern hoch zu meinem Gesicht, noch einmal herunter zu dem Rucksack, dann wieder hoch. In diesem Moment schaue ich der Frau direkt in die Augen. Und grinse. Und sie guckt weg.

Ende der missionarischen Begegnung. Aber ob Christival-Rucksäcke zum Gesprächseinstieg taugen, wage ich nicht zu beurteilen. Meine Frage setzt viel früher an: Was heißt hier „missionarisch“? Was genau meinen wir damit? Was sind die Grundlagen und Ziele von Mission? Was motiviert uns zur Mission? In diesem ersten Teil wird es grundsätzlich. Vorweg: Vielleicht sind die Antworten auf die genannten Fragen ja weniger klar, als wir denken. Gerade wer vermutet, dass „grundsätzlich“ für „praxisfern“ steht, oder gar für „erwartungssicher (kennen wir alles schon)“ – gerade der sollte folgende drei Gedanken genauestens studieren (die Zahl Drei ist Zufall!). Konkret und praktisch wird es dann in Teil 2 – im nächsten in_form.

1. Nicht wir sind missionarisch, sondern Gott

Jede gute Missionstheologie, d.h. jedes theologisch fundierte Nachdenken über Mission, fängt bei Gott selbst an. Der Gott, an den Christen glauben, ist selbst missionarisch. Gott selbst ist von Ewigkeit an ein Gott, der aus sich selbst herausgeht, sich auf die Suche macht nach einem Ziel für seine Liebe. Deshalb ist Mission eine Wesensäußerung christlicher Gemeinschaft. Sie ist nicht nur ein optionales Sahnehäubchen für die besonders Engagierten. Christsein ist entweder missionarisch oder es ist nicht Christsein.

Wie kommen wir zu dieser Aussage? Nicht alles, was schön (oder provokant) klingt und motivierend wirkt, ist damit ja schon theo-

logisch richtig. Fangen wir also noch weiter vorne an. Wie kommen wir überhaupt dazu, irgend etwas über Gott sagen zu können? Der große Theologe Karl Barth hat es einmal so ausgedrückt: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen nun beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben. Das ist unsere Bedrängnis. Alles andere ist daneben Kinderspiel.“

Mit anderen Worten: dass wir überhaupt Aussagen über Gott machen können, ist selbst allein Gott zu verdanken. Wir sind ganz darauf angewiesen, dass Gott sich uns von sich aus bekannt macht. Denn alle Gottesbilder, die wir in Eigenregie herstellen, laufen Gefahr, eine Verzerrung zu präsentieren: Ein „Gott“, dem wir alle möglichen Superlative andichten (unendlich, allmächtig, allgegenwärtig usw), der im Grunde aber nur eine an den Himmel gemalte riesenhafte Vergrößerung menschlicher Möglichkeiten ist. Menschen sind endlich, begrenzt – Gott ist unendlich. Menschen sind mächtig – Gott ist allmächtig. Aber woher wollen wir wissen, dass wir einfach so von uns auf Gott schließen können? Könnte doch sein, dass Gott nicht nur „quantitativ“, sondern auch qualitativ von uns verschieden ist.

Ein Beispiel: Menschliche Vorstellungen von Macht haben meistens etwas mit Über-Macht zu tun. Macht, die sich durch größere Stärke, oder gar durch Gewalt durchsetzt. Natürlich ist dieses Verständnis von Macht als Über-Macht, als größere Durchsetzungskraft, auch in der Bibel vertreten. Gott, der Schöpfer, ist stärker als alle anderen Mächte des Kosmos. Stärker als das Chaos. Stärker als die Naturgewalten. Stärker als die Feinde Israels. Stärker als der Tod.

Im Zentrum unseres Glaubens steht aber auch noch ein ganz anderes Verständnis von Macht: Das Kreuz. Das Kreuz zeigt uns einen Gott, der es sich leisten kann, schwach zu werden, und der gerade so seinen heilvollen Plan

Eine missionarische Gemeinschaft von Christen spiegelt etwas von Gottes eigenem Charakter wider.

für die ganze Welt durchsetzt. Ein Gott, der selbst Mensch geworden- es in Kauf nimmt, verspottet und umgebracht zu werden, und der gerade so wirksam ist. Das widerspricht allen menschlichen Erwartungen an Macht – siehe 1.Kor 1,18ff.

Was das alles mit Mission zu tun hat? Zurück zum Ausgangspunkt: dass wir überhaupt Aussagen über Gott machen können, verdanken wir Gott allein – verdanken wir der Tatsache, dass Gott in Ewigkeit nicht bei sich geblieben ist, sondern im wörtlichen Sinne außer sich ist vor Liebe. Und jetzt wird es noch etwas anspruchsvoller: Was Gott in Jesus von sich mitteilt, ist ja nicht nur „Information“, sondern im tiefsten Sinne er selbst. Deshalb können wir von allem, was Gott in Jesus tut, direkt auf Gott zurückschließen. Und deshalb ist schon die Tatsache, dass Gott Mensch wird, etwas, was seit Ewigkeit Gottes innersten Charakter ausmacht.

Einfacher ausgedrückt: Gott hat nicht Äonen lang seine Herrlichkeit gefeiert und kam dann „zufällig“ auf die Idee, selbst als Geschöpf in seine Schöpfung einzutreten. Sondern die Bewegung aus sich heraus, auf ein Gegenüber zu, ist in Ewigkeit in Gottes Wesen verankert. Nichts anderes meint die Lehre von der Trinität: So wie Gott uns begegnet – als Vater, Sohn und Heiliger Geist – so ist Gott wirklich und verlässlich. Gott steht seit Ewigkeit zu sich selbst in Beziehung – der Vater zum Sohn und umkehrt und beide zum Heiligen Geist, usw. Wenn

Gott nun zu uns in Beziehung tritt, gehört das also zu seinem urreigensten Metier. Beziehungen sind Gottes Spezialität. Es gibt keine mysteriöse, letztlich unnahbare Größe

„hinter“ diesem Gott. Gott ist wirklich so wie Jesus. Gott ist missionarisch.

Das heißt: Eine missionarische Gemeinschaft von Christen spiegelt etwas von Gottes eigenem Charakter wider – dadurch, dass sie nach außen geht, dass sie es sich etwas kosten lässt, andere zu erreichen und mit der Liebe Gottes zu beschenken. Mission ist kostspielig! Deshalb ist es auch zumindest missverständlich zu sagen, man könne als einzelner oder als Gemeinschaft auch „einfach so“ missionarisch sein - ohne aktiv zu werden -, durch die Ausstrahlung des eigenen Lebensstils und Miteinanders. Natürlich kann eine Gemeinschaft, die eine solche Ausstrahlung nicht hat, kaum missionarisch sein. Aber auch die größte Anziehungskraft verpufft, wenn die Berührungspunkte nach außen fehlen!

Eine anziehende Gemeinschaft „an sich“ erreicht bestenfalls die Menschen in ihrem unmittelbaren Umfeld. Stellen wir uns eine Gemeinde von rund 100 Menschen vor, die vor Ort jeweils rund zehn gute, persönliche Kontakte zu Nichtchristen haben. Rund 1000 Menschen erreicht man potenziell „auch so“. Das ist natürlich ausgesprochen großzügig geschätzt (denn wo erlebt man eine solche Kontaktfreudigkeit

schon). Dennoch wäre es enorm! Unser Auftrag als Christen geht allerdings noch viel weiter. Stellen wir uns nämlich einen Ort oder Stadtteil mit -sagen wir mal- 50.000 Menschen vor. Stellen wir uns vor, dass hier in gleicher Weise noch drei bis vier andere Gemeinden präsent sind. So erfreulich das ist – die Frage bleibt: Was ist mit den restlichen (mindestens) 45.600 Menschen? Haben die nicht auch das Recht, etwas vom Evangelium zu hören? So wichtig die Ausstrahlung des eigenen Lebens im unmittelbaren Umfeld ist: Mission kann sich darauf nicht beschränken.

Und jetzt kommt ein etwas gewagter Vergleich: Man stelle sich vor, Gott in seinem ewigen Auf-Sich-Selbst-Bezogenheit, in den drei Personen der Trinität, wäre dieser Ansicht gewesen – der Ansicht, er könne „auch so“, durch die Ausstrahlung seiner göttlichen Herrlichkeit, missionarisch sein. („Nach außen gehen – das ist gerade nicht dran. Das wäre nicht authentisch. Das könnte stressig werden.“) Das hieße: Johannes 1,14 wäre nicht geschehen („Das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns...“). Gott wäre „bei sich“ geblieben. Wir hätten ihn niemals kennen lernen können. Dann gäbe es weder diesen Artikel, noch die Akademiker-SMD, noch überhaupt die Frage nach dem Ob und Wie von Mission. Gott wäre weit weg und wir unter uns. Aber Gott sei Dank ist Gott missionarisch!

Gewagt ist der Vergleich, weil der Eindruck entstehen könnte, Gott „brauche“ die Geschöpfe, um seine Liebe überhaupt erst leben zu können. Das hieße letztlich auch, dass seine Entscheidung, Mensch zu werden, keine in völliger Freiheit getroffene Entscheidung mehr wäre. Er „müsste“ es tun, um seine Haupteigenschaft Liebe überhaupt „in Szene setzen“ zu können. So weit können wir nicht gehen. Denn dass Gott sich entschlossen hat, Mensch zu werden, als Mensch unsern Tod zu sterben, wird gerade dadurch noch unbegreiflicher und faszinierender, dass er es in keiner Weise „musste“. Er musste nicht erst dadurch seine Liebe unter Beweis stellen. Er hatte nichts zu beweisen. Er tat es tatsächlich nur aus freier, bedingungsloser Liebe zu uns.

2. Mission ist Wegweisung im doppelten Sinne ⁽¹⁾

Das Paradebeispiel für eine missionarische Existenz ist Johannes der Täufer. „Er muss wachsen“, sagte er über Jesus, „ich aber muss abnehmen“ (Joh. 3,30; auch bekannt als „Diät-Vers“). Darum geht es: Wenn wir auf andere missionarisch zugehen, weisen wir nicht in erster Linie auf uns selbst. Wir weisen einen Weg – Jesus als den Weg zum Vater –, und wir weisen von uns selbst weg.

Das heißt, dass Mission eindeutig und unerschrocken sein kann, ohne arrogant zu werden.

⁽¹⁾ Diese Formulierung habe ich von Heinzpeter Hempelmann übernommen.

Mission kann eindeutig und unerschrocken sein, ohne arrogant zu werden.

+

+

+

+

+

+

+

+

Es gibt nur diesen einen Weg – davon sind wir überzeugt. Nirgendwo anders hat Gott sich letztgültig bekannt gemacht. Nirgendwo anders finden wir den letzten Sinn und das letzte Ziel unseres Lebens. Nirgendwo anders sind wir gehalten im Leben und im Sterben. Das gilt es behutsam, aber deutlich zu vermitteln. Und gerade weil wir uns gewiss sind, brauchen wir das nachdenkliche, kritische Gespräch nicht zu scheuen. Wenn Gott selbst unsere ganze Gottesferne getragen hat, dann schockt ihn auch keine unserer existentiellen und intellektuellen Anfragen. Und deswegen brauchen sie auch uns selbst nicht zu schocken. Missionarische Gespräche können anstrengend sein – glaubensgefährdend sind sie selten. Wer sich rantraut, wird fast immer merken, dass er davon profitiert. Sein Verstand wird schärfer, sein Gesprächsverhalten geübt. Und vor allem: Sein Glaube wird gelassener – weil er merkt, dass dieser Glaube Fragen aushalten kann.

Mission heißt also, auch das weiterzugeben: Der jeden unserer Gedanken im Voraus kennt, der braucht nicht unsere religiösen Anstrengungen. Der will uns selbst begegnen mit all unseren Vorbehalten und Zweifeln - sogar mit unserem Ärger auf ihn. Denn niemand, der Christ wird, kann irgendwelche Vorleistungen erbringen, die ihn dafür qualifizieren würden. Wer glauben kann, der tut das nicht aus eigener Kraft, sondern weil Gott ihm begegnet ist. Und weil Gott selbst das Misstrauen eines Menschen ihm gegenüber überbrückt und geheilt hat. Jesus ist dabei das Ziel und der Weg – von Anfang an.

Unser Glaube ruht keinen Millimeter weit auf uns selbst. Auch nicht auf einer Entscheidung, die wir aus eigener Kraft irgendwann einmal getroffen haben, einem letzten Schritt, den wir getan haben. Sondern allein auf Jesus, der uns bedingungslos akzeptiert. Der uns in seine Nachfolge ruft - und der uns erst die Kraft gibt, diesem Ruf zu folgen.

Ein vermeintlich altbekanntes Beispiel dafür ist Zachäus. Es lohnt sich, die Kindergottesdienst-Übermalung über dieser Geschichte (Luk. 19) etwas abzukratzen: Als Zöllner ist Zachäus eine wirklich dubiose Gestalt. Ein Kollaborateur mit einer unterdrückerischen Besatzungsmacht, nicht nur der arme Ausgestoßene. Und als er auf einen Baum klettert, um Jesus zu sehen, treibt ihn vor allem Schaulust; wohl kaum ein religiöses Sehnen. Er ist einfach neugierig. Und Jesus – er sagt nicht: „Ich sehe, dass du den entscheidenden Schritt auf mich zu getan hast. Ich sehe, dass du es ernst meinst. Wenn du jetzt ganze Sache mit mir machen willst, dann kannst du geistlich weiterkommen.“ Nichts da. Jesus läßt sich selbst zum Essen ein. Und die radikale Änderung seines ganzen Lebens, die Zachäus später am Abend ankündigt, ist Folge, nicht Voraussetzung seiner Begegnung mit Jesus.

Das ist die Pointe unseres Glaubens: dass Gott in Jesus alles für uns getan hat. Und dass

alles, was wir tun – schon unser Schritt zum Glauben selbst – nur Folge und Reaktion auf dieses Handeln Gottes sein kann. Glaube ist eine Entscheidung – ja. Aber eine Entscheidung, die Gottes Geist in mir bewirkt. Und gerade dieses Handeln Gottes steht nicht im Widerspruch zu meiner geschöpflichen Freiheit. Denn gerade so macht Gott mich erst wirklich frei - frei, mit ihm in Kontakt zu treten, mit ihm zu leben, ihn zu lieben. Anders gesagt: Gerade wenn Gott so in einem Menschen wirkt, wird dieser Mensch nicht weniger, sondern mehr er selbst. Für unsere missionarische Arbeit bedeutet das eine ungeheure Entlastung. Wenn Glaube nicht „machbar“ ist, müssen wir niemanden dazu „überreden“ – weil wir es nicht können. Moralische Appelle, suggestiver oder angstmachender Druck, gar Manipulation sind also zutiefst unmissionarisch, weil sie aus menschlicher Kraft etwas „herzustellen“ versuchen, was allein Gott tun kann.

Das Geniale ist nun allerdings, dass Gott uns bei seinem eigenen missionarischen Handeln gebrauchen will. Er will sich anderen Menschen mitteilen über die Menschen, die er schon erreicht hat. Unsere Aufgabe ist dabei, Zeugnis abzulegen. Der Begriff des Zeugnisses enthält wieder einen Verweischarakter: Ich weise weg von mir – hin auf Gott. Ich verweise nicht auf meine Vorbildlichkeit, meinen konsequenten Lebensstil, meine geistlichen Einsichten, meine guten Argumente, sondern auf Gott.

Natürlich – und das ist die andere Seite – erfolgt dieser Verweis durch mein ganzes Leben. Natürlich ist missionarisches Zeugnis nicht nur eine Sache von Worten. Natürlich bemühe ich mich um einen Lebensstil, der sichtbar und spürbar eine Antwort auf Gottes Liebe ist. Und natürlich bemühe ich mich im Gespräch um Klarheit und um gute Argumente. Ich tue das alles aber in dem Bewusstsein, dass das Ergebnis nicht von mir abhängt. Das wird man mir im Gespräch auch anmerken.

Und gerade das wird das Gespräch entlasten und in Bewegung halten. Der andere merkt, dass ich nicht auf ihn „einrede“. Er merkt, dass ich ihn nicht deswegen überzeugen möchte, um mich selbst zu bestätigen. Er merkt, dass er nicht nur ein Mittel zur Beruhigung meiner eigenen Glaubenszweifel ist. Das gibt es nämlich auch! dass wir meinen, wir müssten durch missionarische „Erfolge“ den Wert unseres eigenen Glaubens erst bestätigen. Es ist aber umgekehrt: Aus der Gewissheit, dass nichts von mir und alles von Gott abhängt, erwächst eine ungeheure Dynamik und eine große Ausdauer. Und es erwächst die Bereitschaft, Kritik, ironische Distanz und sogar offene Anfeindung in Kauf zu nehmen, um Menschen mit der besten aller Nachrichten zu erreichen.

Wenn Glaube nicht „machbar“ ist, müssen wir niemanden dazu „überreden“ – weil wir es nicht können.

Die Betonung von Gottes Initiative und Souveränität im missionarischen Geschehen darf uns nicht bequem machen.



3. Mission heißt, Menschen zu gewinnen und nicht nur „anzusprechen“

Das vergessen wir schnell. Doch gerade die Betonung von Gottes Initiative und Souveränität im missionarischen Geschehen darf uns nicht bequem machen. Im Gegenteil: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein“, sagt Jesus (Apg. 1,8) - der Heilige Geist ist uns als Grundausstattung zugesagt, als notwendige und hinreichende Voraussetzung für das „machtet zu Jüngern“ (Mt. 28,19). Und gerade deswegen müssen wir uns nicht damit zufrieden geben, nur missionarisch „präsent“ zu sein. Ein Büchertisch oder eine Fete sind hilfreiche erste Schritte, um überhaupt Kontakte knüpfen zu können. Aber solche ersten Schritte sind für die Menschen, die wir erreichen wollen, erst der Anfang eines Prozesses, den es ausdauernd zu begleiten gilt.

Wir trauen Gott zu, dass er sein Versprechen hält und mit der Kraft seines Geistes unsere Bemühungen gebraucht, um Menschen zum Glauben zu führen; dass er unser Zeugnis, unsere manchmal halbargen Argumente, unseren mäßig vorbildlichen Lebensstil

wirklich benutzen kann – und dass nicht eingeflogene Spezialisten nötig sind, um Menschen über die entscheidende Schwelle zu helfen. Weil wir das glauben, schaffen wir in unseren missionarischen Aktionen, ja schon in unserer Gruppenstruktur

Orte, wo das geschehen kann: dass Menschen die ach so selbstverständlichen „Basics“ des Christseins einleuchtend und einprägsam erklärt bekommen. dass Menschen, die jahrelang meilenweit von Gott entfernt waren, zum ersten Mal (wieder) mit Gott reden. Und wir überlegen uns, wohin wir Neulinge im Glauben einladen können.

Mission ist oft frustrierend. Das fängt an bei den Teilnehmerzahlen missionarischer Vortragsveranstaltungen und Gemeindeabende (wenn der Referent sagen muss: „Meine Damen und Herren – liebe Stühle“). Und es hört bei Kontakten zu Menschen auf, die sich oft jahrelang im Umfeld einer christlichen Gemeinschaft oder Gemeinde aufhalten, vom Glauben eigentlich schon alles wissen und x-mal gehört haben, die gar nicht mal abgeneigt und überkritisch sind, sondern freundlich und interessiert, die gute, tiefe Kontakte zu engagierten Christen haben – und es macht trotzdem nicht „Klick“.

Mission ist kostspielig, und das heißt auch: Sie erfordert Ausdauer. Verheißten ist uns, dass Gott Menschen zu sich ziehen und uns dabei gebrauchen will. Verheißten ist uns aber nicht, dass der Weg dahin geradlinig ist oder sich an die didaktischen Schritte hält, die christliche Taschenbücher für das missionarische Gespräch vorsehen. Verheißten ist uns auch nicht, dass wir den Ertrag unseres Engagements immer selbst zu sehen bekommen.

Nicht immer! Aber doch immer wieder. Und das gehört zu den faszinierendsten Momenten des eigenen Christseins: Mitkriegen zu dürfen, wie ein waschechter Teilnehmer des beginnenden dritten Jahrtausends, ein überzeugter Nichtchrist, in einem mehrmonatigen Prozess Gott immer näher kommt. Und wie er auf einmal anfangen kann, mit diesem Gott bewusst zu reden. Mitkriegen zu dürfen, wie ein Mensch nach Hause kommt. Das gibt es! Und das allein lohnt schon einigen Aufwand.

Aber nochmal: Wo das geschieht, ist das Gottes Werk. Das heißt umgekehrt, für den Umgang mit missionarischen Fehlschlägen: Das Nachdenken darüber, wie man Dinge besser machen kann (bessere Werbung, originellere Formulierungen, gastfreundlichere Gesprächskreise, bessere Referenten, bessere Ideen...), ist die eine Seite. Das Zutrauen auf Gottes Handeln ist gerade keine bequeme Ausrede für uns, wie bisher weiterzumachen, sondern es soll uns beflügeln, auch in unserer Kreativität und unserer missionarischen Denkarbeit nicht nachzulassen.

Das Zutrauen auf Gott entlastet uns aber auch. Und das ist die andere Seite. Wenn ich einen missionarischen Kontakt oder eine Aktion Gott anvertrauen kann, dann werde ich auch einen Blick bekommen für die natürliche (geschöpfliche) Grenze meiner Bemühungen. Es wird hin und wieder so sein, dass es im Rahmen meiner Möglichkeiten schlicht nichts mehr besser zu machen gibt. Gerade dann (aber eben nicht erst dann) ist das Bewusstsein dafür, dass Glaube ein Geschenk ist, das nicht von meiner Überredungskunst abhängt, sehr heilsam. Heilsam, weil es die nötige Gelassenheit schenkt. Eine Gelassenheit, die es auch aushält, wenn wir einmal lautstark unsere Resignation äußern. Eine Gelassenheit, die alles von Gott erwartet und gerade deswegen unsere real existierende missionarische Praxis nicht schönreden muss. Genau die Art von „heiliger Gelassenheit“, die uns letztlich neu in Bewegung setzt.

(Teil 2 folgt als Beilage zum nächsten in_form.)

Der Autor dieses Artikels, Matthias Clausen (31), Münster, hat Theologie studiert und ist Reisesekretär der Hochschul-SMD für den Bereich NRW-Nord und Weser-Ems. Der Beitrag wurde zuerst in der Arbeitshilfe „transparent spezial“ abgedruckt und für in_form vom Autor redigiert.



Das Zutrauen auf Gottes Handeln ist gerade keine bequeme Ausrede für uns, wie bisher weiterzumachen, sondern es soll uns beflügeln, auch in unserer Kreativität und unserer missionarischen Denkarbeit nicht nachzulassen.